



Sonntags-Beilage zur Ostdeutschen Presse
und deren Sonder-Ausgaben.

Verlag der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald in Bromberg.

Bist Du traurig . . .

Bist Du traurig, weine nicht,
Allen Trost begrabend.
Eh' Dich ganz der Kummer bricht,
Kommt der milde Abend.

Leuchtet auch kein hoher Stern,
Soll aus treuen Blicken
Meine Liebe voll und gern
Müde, Dich erquickten.

Träume nur und schwebe still
In die lichten Weiten.
Sieh, ein guter Engel will
Dich hinaufgeleiten.

Droben in der Sel'gen Kreis
Löst er Dir die Schuhe,
Und sie singen freudig leis:
Ruhe, ruhe . . .
Alfons Paquet.



Grosse Fütterung. Von F. Schlesinger.
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

Glück. *)

Roman von Eva Gräfin von Baudissin.

(Nachdruck verboten.)

Bürgermeister Mehn hatte stets ein scharfes Regiment geführt. Seine erste Frau, eine sanfte, blasser, nie widersprechende treue Gattin war dem festen aber starrsinnigen Ehemann aus wahrer, inbrünstiger Liebe zugethan gewesen. Ein langwieriges Leiden hatte ganz plötzlich ihrem Dasein ein Ende gemacht. Als die Hinterbliebenen, der Ehemann und seine zwei erwachsenen Kinder, Ernst und Ulrike, den ersten Schmerz überwunden, traten die Verschiedenheiten der Charaktere noch schärfer in den Vordergrund als zur Zeit der Toten, welche manchen Anlaß zu Reibungen weg zu schaffen verstand, ehe ein Hornesausbruch des Vaters oder ein Zusammenplatz der harten Köpfe der Kinder und des Vaters entstanden war. Täglich wurde die Situation im Hause Mehn gespannter, zum Platz aber kam die Bombe, als nach noch nicht abgelaufener Trauerzeit der Vater plötzlich seinen Kindern erzählte, daß er wieder heiraten wollte. Der Widerstand der Kinder gegen dieses Projekt wuchs bis zur offenen Revolte, als sie den Namen ihrer zukünftigen Mutter erfuhren. Es war die Herzensangebetete des Sohnes, die gleichaltrige Freundin der Tochter, Elise Finken. Die Kinder verweigerten ihrem Vater ganz energisch den Gehorsam, seine Auserwählte als ihre Mutter anzusehen und zogen es vor, das Vaterhaus zu verlassen unter Mitnahme ihres mütterlichen Erbtheils, eine vom Vater ihnen gebotene reichliche Geldsumme wiesen sie entrüstet zurück. Ernst, der kurz vor dem Referendar stand, begab sich nach Amerika, er hoffte mit Hilfe seines kleinen Kapitals und durch eisernen Fleiß dort etwas zu erreichen. Ulrike, etwas jünger als der Bruder, die vorläufig bei der Mutter eines nicht auf Schönheit Anspruch

*) Für unsere neu eintretenden Leser bringen wir in dem ersten Abschnitt eine kurze Wiederholung der in den früheren Kapiteln bereits erzählten Vorgänge.

machenden Doktors, der noch zu Lebzeiten ihrer Mutter um ihre Hand angehalten hatte, Unterkunft fand, ging, nachdem sich nach längeren Bemühungen für sie eine Stelle bot als Gesellschafterin bei einem Professor, der, Vegetarianer, der Naturheilkunde in extremster Weise oblag und auch seine Tochter, die einige Jahre weniger als die Gesellschafterin zählte, zu seinen Anschauungen zu bekehren gewußt hatte und dadurch ein recht burleskes und emanzipiertes Persönchen erzogen hatte, in dem aber immerhin noch ein zarter Kern steckte. Die Frau Professorin setzte für sich und den schwächlichen Sohn den Reformbestrebungen ihres Gatten möglichsten Widerstand entgegen und war erfreut, als sie in diesem Streben bei ihrer neuen Gesellschafterin manche Unterstützung fand. In ihren neuen Wirkungskreis traten im Laufe der Zeit ein junger Gutsinspektor, Konrad von Tondern, ein heiratsfähiger Mann, wie Lucie, die Tochter des Professors sich ausdrückte, ein behaglicher Junggeselle, Doktor Verden und ein würdiger professorlicher Greis Martin Meyer, der sich durch Vivisektion einen Namen gemacht hatte. Im Laufe der Zeit vermochte Ulrike es durchzusetzen, daß Max, der kränkliche Sohn des Professors, zur Erholung nach Einhaus-Appelburg kam, wohin ihn Ulrike begleitete. Dort trafen sie den Inspektor von Tondern wieder, der jetzt seine Neigung, die bereits der Tochter seiner Brotherrin, Baronin von Einhaus, sowie dann Lucie gehört hatte, Ulrike zuwandte. Während ihres Aufenthalts fand sich auf dem Gute noch mehr Besuch ein, Adelheid, ein altes adliges Fräulein und ein Baron Rowe nebst Gemahlin und zwei Töchtern. Max erholte sich auf dem Gute, wo er mit zwei gleichaltrigen Söhnen der Baronin von Einhaus spielen durfte, ungemein. Einige Tage später traf noch ein Herr von Lodewig nebst Sohn, welchen ersteren Baron Rowe als einen Halsabschneider bezeichnet, während der Sohn Heinz mit dem Inspektor von Tondern bei den Damen in Konkurrenz trat. Herr von Tondern war in seinem Herzen immer seiner ersten Liebe Wanda treu geblieben, nur die Eitelkeit hatte ihn veranlaßt, sich den neu seinen Weg kreuzenden Sternen zuzuwenden, das fühlte er deutlich, als jetzt Wanda doch seine Nichtbeachtung verletzete, sich den Schmeicheleien Heinz zugänglich zeigte und schließlich sich mit demselben verlobte. Alle Bemühungen, diese Verlobung rückgängig zu machen, scheiterten an dem Eigensinn von Wanda. Bei der offiziellen Bewerbung kam Heinz der Baronin Einhaus gegenüber auf seine Zukunftspläne zu sprechen und erwiderte auf deren Bemerkung „Das Natürliche wäre nun doch, Ihr Herr Vater setzte sich zur Ruhe und Sie übernahmen das Gut.“ „Mein Vater ist noch viel zu rüstig, um sich schon zu den Ueberzähligen zu rechnen; ich dachte — unter Verwandten geziemt sich wohl ein offenes Wort und es ist ja gut, wenn man gleich klarsteht! Also ich dachte: Sie würden mich hier zu sich nehmen, liebe, gnädige Frau, mich als rechte Hand, als Inspektor betrachten, ein Jahr oder länger, bis ich in alle Ihre Intentionen und Wünsche, die Verwaltung des Gutes betreffend, eingeweiht wäre. Und wenn Sie mich Ihres Vertrauens für würdig hielten, so übergäben Sie mir unbeschränkte Vollmacht, natürlich unter den günstigsten Bedingungen für Sie selbst. Die Rechnung ist meiner Ansicht nach ganz klar: Sie sparen den Inspektor und schließlich sorgt man selbst für die eigene Tasche doch besser als eine bezahlte, wenn auch ziemlich uneigennützige Hilfe. Da Herbert studieren will, würden ja noch viele Jahre vergehen, bis die Wirtschaft in die Hände eines Mannes, Ihres zweiten Sohnes gelangt“ —

„Und was wird aus Ihnen, wenn mein Sohn das Gut übernehmen will?“

„Oh bis dahin — es sind ja noch lange Jahre, bis dahin kann mein Vater das Bedürfnis der Ruhe haben, oder ein Mächtigerer hat ihn zu sich berufen, ich würde dann ja gleich nach Winzen übersiedeln.“

„Es könnte ja aber sein, daß keins von beiden geschähe, daß nur Sie hier dem neuen Herrn weichen müßten“ —

Mein Gott, wie war diese Frau beharrlich! Wie zwei Drittel von einem Maulesel!

„Weshalb so weit in die Zukunft schauen, meine Gnädigste! Was hilft auch alles Beschließen, Gottes Ratschluß allein giebt ja das Vollbringen. Sorgen wir für die Gegenwart, die unmittelbar vor uns liegende Zeit — Sie sparen doch nur, wenn Sie den Inspektor abschaffen und Erholung dürfen Sie sich allmählich auch gönnen. Wenn man so fleißig gewesen ist, sein Lebenlang“ — er nahm ihre Hände, küßte sie inbrünstig und machte sein zärtlichstes Gesicht. Frau von Einhaus wußte, daß ihren Fingern noch der Geruch saurer Milch und frischer Käse anhafte. Man prüft Meiereiprodukte nicht ungestraft und in der Aufregung heute hatte sie sich nicht einmal nach der Wanderung gereinigt. Diese heuchlerischen Wienen ärgerten sie deshalb doppelt und impulsiv wie sie war, sagte sie kurz: „Ich denke aber noch gar nicht daran, meine Thätigkeit aufzugeben, ich fühle mich eben auch noch zu rüstig.“

Er starrte sie an, am liebsten hätte er ihr gleich Wanda ohne Gut vor die Füße geschleudert, aber mit verlegtem Stolz und zu großer Empfindlichkeit erreicht man nichts im Leben.

So beeilte er sich zu versichern, daß ihm nichts ferner liege, als sich aufdrängen zu wollen und daß die Lösung ihres kleinen Disputes

in der Erwerbung eines schönen Besitzes liege, würdig, eine so reizende, junge Frau mit Wanda aufzunehmen. Und dieses Opfer würde ihm sicherlich sein Vater bringen.

Uebertrumpfen lassen wollte sie sich von diesen Leuten auch nicht, nur sie persönlich fernhalten; und so versprach Frau von Einhaus denn nach kurzem Besinnen, die Hälfte dieser großen Ausgabe zu tragen.

„Das soll eine hübsche, runde Hälfte werden, Du Liebe,“ dachte Heinz mitend. Dann fragte er unvermittelt, nachdem er seinen Dank für diese Großmut abgetragen hatte:

„Wir sind nun also im Reinen, nicht wahr — Sie wollen mir wirklich Ihre liebe Tochter anvertrauen?“

Frau von Einhaus sah verwirrt zu Boden. Sie hatte sich zu weit ins Geschäftliche verwickeln lassen, wie sollte sie ihm nun Nein sagen?

„Eine Verlobungszeit ist ja immer erst die Prüfung für beide Herzen,“ entgegnete sie langsam. „Wanda ist außerdem so jung, daß Sie sich noch ein wenig gedulden müssen.“

Er hörte nur das, was er wollte, war ganz in Seligkeit getaucht und begehrte nun dringend, seine Braut begrüßen zu dürfen.

Die Mutter sah ihm seufzend nach, wie er als Sieger das Zimmer verließ. Dann machte sie Toilette, um die langweilige Arbeit des Chaperonnierens übernehmen zu können.

Natürlich mußte der glückliche Bräutigam zu Tisch geladen werden und es gab ihm zu Ehren ein Extragericht. Er fand die einfache Tafel „kleinleutlich“, das Essen abschaulich und nahm sich vor, allmählich auch hier verbessernd einzuwirken. Heute lobte er alles und sah das Glück des Mannes nur im Familienkreise begründet.

Wanda war sehr stolz, daß er so elegant gekleidet war, sie hatte sich auch herausgeputzt und sie stachen etwas prahlerisch gegen die Uebrigen in schlichten Alltagsgewändern ab. Es war auch keine rechte Stimmung, keine überschäumend glückliche, wie eine rechte Verlobung sie auf die Anwesenden mit überträgt.

Lucie warf ab und zu einen etwas neidischen Blick auf das schon perfekte Glück der Freundin; zu Konrad, der heute auch mitspeiste, wagte sie nicht hinüber zu sehen. Ihr kam es jetzt unrecht vor, daß sie das gemeinsame Geheimnis verraten hatte — wie mochte er es aufnehmen?

Er sprach gerade mit Ulrike sehr ernsthaft und förmlich, die sonst benutzte Vertraulichkeit in Wort und Blick ganz vermeidend. Er war zu unzufrieden mit dem Schicksal, daß ihm für unschuldige Streiche solche harten Schläge versetzte und ihm eine solche Verantwortung aufbürdete, die gar nicht im Verhältnis zu seiner That stand! — So weit hatte er den Konflikt schon überwunden; vorläufig beschloß er, keine neuen Thorheiten zu begehen, nichts zu überreilen: mit Lucie ließe sich dann vielleicht gemüthlicher Frieden schließen.

Aber wer kann sich gebieten, wenn solch ein schönes Mädchen dicht neben einem sitzt, mit den Augen nach den Sorgen zu forschen scheint, die die Stirn furchen, oder solch hinreißendes Lächeln anbietet, um sie zu verschweigen?

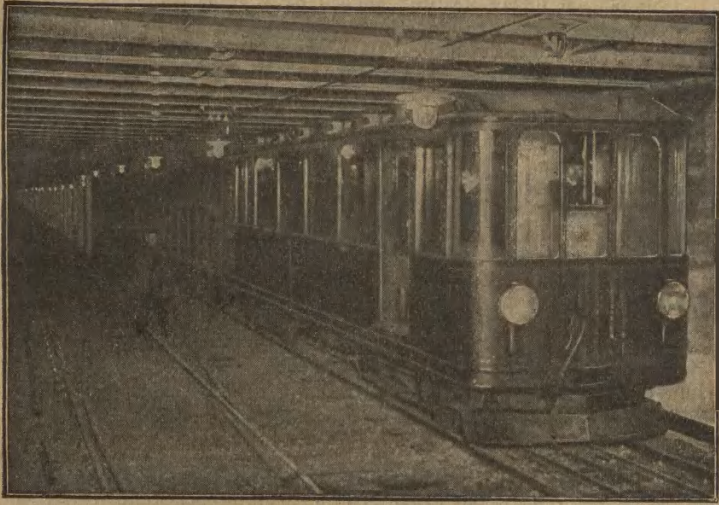
Es war stärker als er, er war kein Mann der Entsagung.

„Die Glücklichen,“ sagte er leise, nur Ulrike verständlich und deutete auf Wanda und den frommen Heinz, der sich eben mit Selbstüberwindung das dritte Glas des Tischweins, zu fünf und neunzig Pfennigen die Flasche, eingoß. „Beneidenswert, nicht wahr? Schon am Ziel!“

Er sah Ulrike an, sie wurde dunkelrot, es half nichts. Schnell wandte sie sich zur Seite: also sie täuschte sich nicht. Und wieder durchdrang sie ein Glücksgefühl, daß es ihr fast das Herz sprengte. Wie dankbar sie ihm war, daß er sie seiner Liebe für wert hielt, sie, die ihm doch nichts, nichts bieten konnte! Sein Edelsinn wuchs in ihren Augen empor, wie vor einem Helden fühlte sie sich zur Begeisterung gezwungen — wie wollte sie ihm danken für seine Liebe ihr Leben lang! Und wochenlang noch durfte sie jetzt in seiner Nähe weilen, der Professor würde es gestatten, daß sie den Aufenthalt verlängerten, sie fühlte es — so grausam konnte ja auch das Schicksal nicht sein! Darum mußte sie vielleicht hinaus in die Welt, um hier draußen das Glück zu finden, um so selig zu werden! Ihr Gesicht war so verschönt, so verklärt, daß Heinz sie mit bewundernden Blicken freiste; wie mußte dieses Mädchen erst schön sein, wenn flammende Leidenschaft sie ergriff, sicher war sie heißer Liebe, wilden Hasses fähig, das sprach aus ihren brennenden Augen, das las er von ihren roten Lippen, ja, um ein Wort von ihnen könnte man —

Wanda fragte ihn nach seinem Reitpferd und gehorsam antwortete er. Es war kein drückendes Joch, die neue Fessel, es wäre ihm vielleicht lieber gewesen, wenn er sie empfindlicher gefühlt hätte. So kam er sich vor, wie die kleine Raze daheim, der Gilda ein rotes Band um den Hals geschlungen hatte, um sie „salonfähig“ zu machen: es schmerzte nicht, aber peinigte sie unaufhörlich und Gilda hatte lachend gemeint: „Hoffart muß Zwang leiden.“

Im Hause des Bürgermeisters waren den Bewohnern die Monde schnell genug verstrichen. Welch eine Arbeit, eine Unruhe hatten nicht die Handwerker mit sich gebracht, die dem alten Bau außen einen gefälligeren Anstrich, innen ein eleganteres, vor allen Dingen moderneres Gepräge geben sollten. Der Bürgermeister verlangte doch nicht, daß die schöne junge Frau die verwohnten, alten Räume



Berliner Untergrundbahn: 1. Der Tunnel.

beziehen sollte? Bewahre, der Bürgermeister war einer der eifrigsten Anordner, um nur nie den Gedanken auskommen zu lassen, die momentane Unbehaglichkeit sei ihm lästig, die Trennung von der längst vertrauten Einrichtung falle ihm schwer. Natürlich ihm — und damals überhaupt! hatte sie genügt. Alle Eheleute in soliden Familien lassen sich höchstens zur silbernen Hochzeit die Salonmöbel auffrischen: Gottlob, dieses Festlichkeitsdatum, an das sich alle mit Schadenfreude erinnern würden, war ja noch nicht erreicht gewesen — in manchen Dingen hatte Marie sich taktvoll benommen.

Nun mußte der einzige Tapezier am Ort sich hilfeheischend zur Residenz wenden, um diese großen Ansprüche zu befriedigen. Die dunklen, verräucherten, alten Tapeten waren durch helle, blumenreiche ersetzt, das Treppenhaus bekam Oberlicht und einen Smyrnaläufer, auf den Abfägen standen Palmengruppen, das Wohnzimmer wurde in ein Arsenal verwandelt. — Der Bürgermeister konnte sich kaum mehr in die frühere Einfachheit zurückdenken! Er wurde wieder jung in dem Bemühen um die schöne Frau; nicht einmal mehr nach Tisch gönnte er sich einen Augenblick der Ruhe — er schlief nachher ein paar Minuten ganz verstoßen, fast im Stehen — er leistete ihr Gesellschaft, bis ihn die Pflichten abriefen.

Von seiner Tyrannie bröckelte ein Stückchen nach dem andern ab; wie gleichgiltig, ob eine Mahlzeit eine Viertelstunde früher oder später auf dem Tisch stand — es war ihm unmöglich, Elise anders zu belehren und wenn ihre klaren Augen ihn bei einer Zurechtweisung so erstaunt und doch gänzlich unerschüttert in ihrem Rechtsbewußtsein musterten, so wartete er gar nicht erst das „Ich wußte nicht, daß Du ein solcher Pedant seist“ ab, sondern lachte selbst über seine Ungeduld, die sich immer wieder Bahn bräche.

Daß er anfangs kein Stück seiner Sachen finden konnte, das lag auch nur an den anders verteilten Schränken und die Versicherung Elises, die neue Einteilung würde ihm bald geläufig sein, mußte ihn beruhigen. Früher trank er um sieben Uhr seinen Kaffee, verlangte dabei unerbittlich Frau und Kinder schon seiner harrend zu finden und ließ kaum einmal an Festtagen eine Ausnahme zu. Elise trank erst gegen neun Uhr Thee und da es ihm doch gewiß ungemütlich sei,

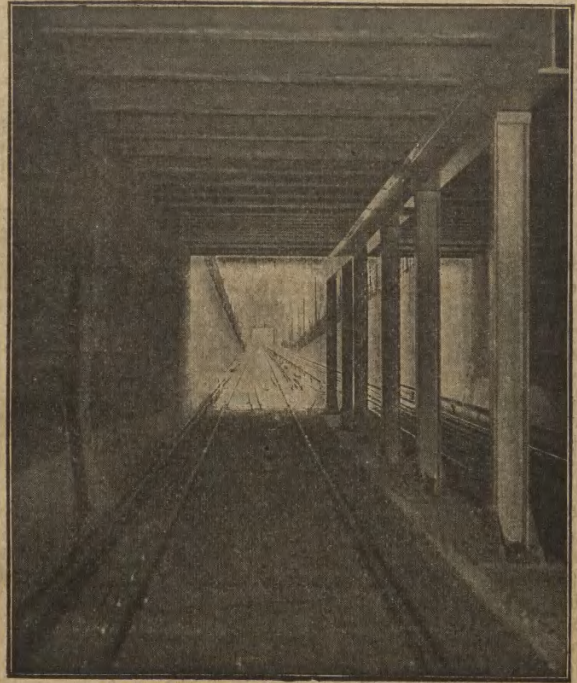
allein zu frühstücken, war es ja viel verständiger, er bequeme sich ihr an. Daß man viel verkehrte und niemals eine Einladung ablehnte, war natürlich. Umsonst hatte sie doch nicht den ersten Mann der Stadt geheiratet und daß sie sich durch Zurückhaltung gleich eine isolierte Stellung schaffen sollte, das konnte er unmöglich verlangen. Und kaum hätte der Bürgermeister geglaubt, daß er sich so gut zum „Salonbienen“ eigne; in jedem Menschen schlummern doch besondere Talente, die nur von einer geschickten Hand geweckt zu werden brauchen. Wie hatte er früher gescholten, wenn er in jedem Winter die unerläßlichen zwei Diners geben mußte: eine Staatsaktion mit sechs Gängen und vier verschiedenen Weinen für die Würdenträger, ein „einfaches Mittagessen“ mit vier Gerichten, geringeren Weinsorten den gewöhnlichen Sterblichen — welche tagelangen Beratungen, Beschlüsse, Anlässe zu Streitigkeiten — und nun erst, wenn hinterher die Rechnungen kamen! Elise war von Kleinauf an Gäste gewöhnt, an ihrem zierlichen Tisch konnte sie immer

Freunde aufnehmen und ein hübsches Menu läßt sich doch leicht herstellen. Die Unruhe war trotzdem groß, war größer, unbequemer als früher, wo sie mit ein paar verschimpften Tagen fast für ein Jahr abgethan war. Jetzt blieb man eigentlich nie

allein, konnte wenigstens nicht sicher sein, ob nicht irgend jemand einen lebenswürdigen Ueberfall machte; von Hausjoppe, Pantoffeln, den Behaglichkeitsrequisiten durfte also niemals die Rede sein. Eine andere Zeit, ein anderes Bild — andere Menschen! Ja, auch er mußte sich geändert haben, in der früheren Verfassung hätte er nicht zu diesem eleganten Rahmen gepaßt. Elise sorgte für seine Toilette: er trug Knöpfstiefeln statt der verachteten mit Gummizügigen, helle Beinkleider und feine, schwarze Röcke statt des kaffeebraunen, ehrwürdigen Gewandes. — „Es ist merkwürdig, was für Wandlungen ein Mensch durchmachen kann,“ sagten seine Stadtkinder, „nur im Amt, da ist er noch eben so barsch wie früher, sonst könnte man denken, er hätte schon einen Nachfolger.“

Einen Nachfolger! Er war in Aussicht, wenn auch noch in unbestimmter, fernher und erhob vorläufig nur Anspruch auf Rücksicht, viel Rücksicht, leises Gehen durchs Haus und fast unhörbares Reden. Aber wie gern wurde ihm alles gewährt, dem Kleinen, Unbekannten, an dessen Erscheinen der Bürgermeister nie gedacht hatte und dessen Ankündigung sein Antlitz nun vollkommen verflärte. Ein Kind, ein Sohn vielleicht! — hatte er nicht schon einmal gezittert in banger Erwartung, den Tag des Erscheinens herangesehnt in ungestümer Freude!?

(Fortsetzung folgt.)



2. Durchblick nach dem Hollendorfplatz.



Englisches Blockhaus in Transvaal.

Wettrennen.

Novellette von H. von Schandow.

[Nachdruck verboten.]

Der erste Tag der großen Hindernisrennen. Die Chaussee, welche nach Westend führt, ist ungewöhnlich belebt. Auf den Fußsteigen wimmelt's von gepuderten Menschen, der Fahrweg ist erfüllt von Behältern aller Art. Gespanne, welche der raffinierteste Geschmack zusammenstellte, schiebt der Zufall zwischen Fleischer-Breaks und Kremser, alle vollgepfropft mit fauenden, rauchenden, schwanzenden Menschen. Staunende Bewunderung und ein fast berehrungsvolles Interesse aber wird den schneidigen Viererzügen, sowie den hohen schaukelnden Mail-Coaches entgegengebracht, welche meist die Farbe vom Regiment ihrer Besitzer tragen, und auf denen es wimmelt von Uniformen und lichtgekleideten Frauen-gestalten. Je näher dem Ziel, desto mehr steigert sich der Andrang. Das Gequieke und Gestöhne der schwindstüchtigen Drehorgeln erklingt — eine Schar von Feiermännern hat sich längs des Hauptweges angesiedelt, nicht vergeblich dem beschwenderischen Almosen entgegen hoffend, welche die wirkliche und die Talmi-Eleganz ihnen zuwerfen wird. — Grünlich-blau wölbt sich oben der Himmel, lichte, schwefelgelbe Wölkchen segeln daran vorüber, ein schwacher, heißer Wind spielt in den Kronen der Bäume. — Von der blaurothen xten Kürassiertruppe angeführten Mail-Coach langt ein schmales, weiß behand-schulertes Händchen zu den Bäumen und bricht einen vollen Zweig ab.

„Da, Wendelin,“ sagt eine zarte Stimme in das Gezwitze hinein, welches auf den lustigen Deckplätzen herrscht. — Lauter Kürassiere, von ein paar Manen untermischt, sind's, die da den jungen Comtesse und Baron-nen die Cour schneiden. Dazwischen zwei Herrenreiter in grell gestreiften Jockey-Blusen, welche auffallende Tracht halb unter einem darüber gehängten Paletot verschwindet. — Hin und wieder wird der Rhythmus einer beliebigen Polka oder eines Walzers mit der Fußspitze markiert, um den Kontakt herzustellen mit dem sogenannten „Gemütter“, das im Innern des Coach Platz gefunden hat und durch das fröhliche Treiben da oben an die eigene verrauchte Jugend erinnert wird, an die pfeilschnell dahin geflogene Zeit der Illusionen, der Träume, der Hoffnungen — — — Die übermüdigste unter den jungen Mädchen ist Comtesse Vona. Sie präsentiert in einem alltaggepolsterten Kästchen Viktribohnen und giebt vor, sich durch den Genuß dieser Bekerei bereits einen allerliebsten kleinen „Spitz“ zugezogen zu haben. Sogar den Grafen Wendelin verschont sie nicht mit ihrer neckenden Kofe-terte. Und er ist doch seit kurzem Bräutigam von Irene Erdt — — — Ein merkwürdiger Bräutigam freilich! Von einer Zurückhaltung, die verblüffend wirken muß, einer Braut wie der seinen gegenüber! Allerdings umgiebt er sie mit schüßender Zärtlichkeit, er geht mit ihrem Herzen um, als sei es von Glas. Aber von seiner Liebe zu sprechen, das wagt er nicht, irgend etwas würgt ihm die Worte in der Kehle, noch ehe sie auf die Lippen treten. Er weiß wohl warum! Ursprünglich hat er sich der reizenden Comtesse nur genähert, weil er sich durch ihr Vermögen zu rangieren hoffte, weil sie ihn retten sollte aus den Fesseln einer Neigung, die sein Inneres zu vernichten drohte. Ursprünglich war sie ihm nichts als ein Werkzeug der Rache gegen eine andere — — — Und nun, nach-dem er acht Wochen in ihrer Nähe hat weilen dürfen, nun hat er's erkannt, daß er dies hohe Geschöpf lieben lernte, mit echter, anbetender, verehrender Liebe! Irene hat heut seine Farbe angelegt, weiß und blau. Ein duftiges Musselinkleidchen — im Gürtel eine Hand voll dunkelblauer Glockenblumen. Wie er sie anschaut, die Kleine, mit welcher zärtlichen Hingebung! — Da sitzt ihn ein Kamerad leicht in die Seite und blinzelt mit den Augen nach rechts, nach unten. Neben der Mail-Coach ist ein eleganter Wagen erschienen, mit prachtvollen Karofflern bespannt. Kutscher und Diener sind von hervorstechender Einfachheit — das Ganze tadellos zusammengestellt. Wendelin fährt zusammen und stöhnt beinahe. Im Fond sitzt eine Dame, versinkend in schwarze duftige Stoffe, aber welche Schmelz hingeschüttet ist, gleich dunklen Thränen. Sie ist nicht schön, nicht jung, diese Frau, aber mehr als schön, mehr als jung, sie hat das Aussehen eines Dämons. Bleich und unbelebt ist ihre Hautfarbe, doch die Augen schimmern bernsteinfarben unter der schwarzen Haartwolke, welche die Stirn fast verhüllt, und die breiten geschwungenen Lippen glänzen nelkenrot —

Die Comtesse stoßen sich untereinander an: „Die Malthay!“
„Wie unheimlich sie wieder aussieht,“ flüstert Vona einer Freundin zu.
„Vorige Woche habe ich sie als Medea gesehen. Ich sag' Dir, laut auf-schreien muß' ich, als sie auf die Bühne stürzte, den blutigen Dolch in der Hand. Herrgott! hat die gespielt! Die Leute wollten ihr durchaus die Pferde ausspannen.“ Vona streckt ihre freche kleine Nase in die Luft und „wittert“ nach Graf Wendelin hinüber. „Du, Mizzi, man sagt, er berrüge sich so eiskalt gegen Irene, weil er Beziehungen zur Malthay gehabt hat. Heiraten ging natürlich nicht! Ich bitte Dich — eine Theaterdame!“
Mizzi nickt ziemlich gleichgültig. Sie ist die Skabin ihres schönen Profils und fortwährend bestrebt, dasselbe in interessantester Pose ihrem Spezialverehrer, einem schlanken Königs-Manen, zuzuwenden. — Inzwischen hält der Wagen der Malthay, ohne zu wanken, Linie mit der Mail-Coach. Seine Insassin verächtlich es übergens, einen Blick nach rechts oder links zu werfen. Graf Wendelin zuckt an allen Gliedern vor Irritation. Die Bronze seines Gesichts hat sich dunkelrot gefärbt.

„Fahr' zu, Dürnig!“ ruft er dem kutschernden Kameraden zu. Der Reiterschmitz tanzt über den Rücken der Pferde — im nämlichen Augenblick fällt auch der Wagen mit den Brandfischen in ein schnelleres Tempo. Wendelin runzelt die Stirn. Könnte er doch diesem Wettrennen ein Ziel setzen!
Irene schiebt sich näher an den Verlobten heran. „Was hast Du plötzlich, Wendelin?“ forschet sie. „Du warst so heiter bis vor Minuten! Hast Du Verben bekommen?“ Stell' das Rennen ein, ich bitte Dich!“ Sie faltet die Hände. Ihre blauen Augen füllen sich mit Thränen.
Wendelin blickt auf dies reine Kind. Er atmet den Duft ihrer Haare, das feine Parfüm ihres Kleidchens. „Liebling, Herzblatt!“ bringt er heißer hervor. Er möchte knien vor ihr, ihr danken, daß sie sein zusammengebrochenes Leben stützen will, und muß sein Gefühl für sie verleiern, weil die Welt, die Kameraden es für Heuchelei ausgeben würden!

„Da, da!“ ruft jetzt Comtesse Vona aus einer Gelächterfalbe heraus.
„Die Bahn! Die Bahn!“

Westend dehnt sich weithin. Menschen, Menschen hinter den Schranken, auf den Tribünen. Ueber die Flachbahn hin rast eine Wolke sonnendurch-leuchteten Staubes, in der ein paar vorwärtsstrebende Pünktchen erkennbar sind. — Die Wagen stauen sich und machen dann einer nach dem andern Halt. — Als Graf Wendelin seine Braut vom Trittbrett hebt, beginnt ein Feiermann, der sich auf zwei Beinastümpfe stützt, den Fledermaus-Walzer: „Mein Herr Marquis, Ein Mann wie Sie —“ zu orgeln.

Ein Fünfmarsstück fliegt in seinen Hut.
Die Comtesse, jetzt vom „Gemütter“ etwas gezähmt, streben den für sie reservierten Tribünenplätzen zu, gefolgt und umgeben von ihren glänzenden Cavalieren. Graf Wendelin ist mit Irene ein paar Schritte zurückgeblieben. Er verabschiedet sich von seiner Braut, er tröstet ihre Angst. Das Mädchen ist stumm vor Schmerz. „Mut, Mut,“ raunt er mit gezwungenem Lächeln, „mir ist in dreißig Rennen nichts zugestoßen —“ In den beiden vorüber rauscht etwas Schwarzes, wie ein großer dunkler Vogel, — die Malthay ist's. —

„Aber sollte mir etwas Menschliches passieren — — Irene, mein Kleinod, vergiß es nicht, daß Du mir das heiligste auf der Welt gewesen, meine Erlöserin, und daß Du mir den Himmel zugebracht hättest —“

Er neigt sich auf ihre Hand. Dann geht er festen Schrittes zum Sattelplatz hinüber. Ein langer, schlängelnder Seufzer klingt ihm nach. Irene's Gesichtchen ist verzerrt vor Schmerz. Drüben wird Graf Wendelin bereits ungeduldig von den am Herrenrennen Beteiligten erwartet, ob-gleich noch ausreichend Zeit bis zum Beginn der Steeplechase ist. Ein Stallknecht bringt ihm sein Pferd entgegen. Beträumt starrt Graf Wendelin vor sich hin. Dann reißt er sich zusammen und wägt mit den Kameraden jede Chance der konkurrierenden Pferde ab, die jetzt sämtlich zur Stelle sind.

„Reißt Nordstern kann Deiner Berenice gefährlich werden,“ bemerkt der Königs-Man zu Wendelin. „Mit den dunklen Säulen (Pferde, die auf der Rennbahn wenig bekannt sind) nimmst Du's auf. Jedoch ist Berenice heute nicht die Spur nervös.“

„Ich desto mehr,“ raunt Wendelin. „Weiß eigentlich garnicht, was mit mir los ist!“

Der Man legt ihm die Hand auf den Kermel. „Melb Dich krank, Wendelin,“ drängt er.

Der Kürassier blickt ihm lächelnd ins Auge. „Meine Braut ist an-wesend! Da soll ich mich feig beiseite drücken?“

Jetzt werden die Reiter zum Nummernziehen aufgerufen, Wendelin hat die dritte.

„Aufsitzen,“ erschallt das Kommando.

Ein Knarren des Lederzeugs, — die Offiziere sind im Sattel und schicken ihre Pferde langsam zu der Stelle, von welcher abgeritten werden soll. Nordstern kommt träge zuletzt an. In Linie stehen die Säule jetzt am Start, die Flagge senkt sich, das Glockenzeichen ertönt, — hinein geht's in die Bahn! Eins der „dunklen“ Pferde führt, Berenice und Nordstern sparen ihre Kräfte. Ueber die erste Hürde huschen die Tiere ohne Anstrengung. Noch hält das bunte Feld zusammen. Das nächste Hindernis, ein Wall mit lebendigen Hecken, wird von Berenice und Nordstern tadellos genommen, Gurt an Gurt gehen die herrlichen Renner. Eins der dunklen Pferde bricht aus. Das Feld beginnt jetzt sich auseinanderzuziehen, Berenice, von ihrem Reiter geschickt, hat Nordstern über-holt. Ihre goldig glänzenden Schultern sähen sich dunkel. Wendelin arbeitet mit den Zügeln im Kreise wie ein Jockey, — es gilt jetzt die Tribüne zu passieren, auf welcher Irene ihren Platz hat. Das gefährlichste Hindernis ist dort aufgestellt, — ohne Bewegung, atemlos sitzen die Zuschauer. —

Immer noch führt Wendelin. Schon schimmern ihm die weißen Bretter der Barriere entgegen, — da wird rechts in der ersten Reihe der Tribünen-Plätze ein schwarzer Fächer auseinandergeschlagen. Einen blitz-artigen, weit vorwärtschießenden Reflex weckt das Sonnenlicht auf der Fliesterstickerei — — Berenice macht eine nervöse Bewegung — erhebt sich, klopft mit den Vorderhufen gegen die Bretter und überschlägt sich rück-wärts, den Reiter unter dem Gewicht ihres Leibes begrabend. Nordstern nimmt die Barriere, die dunklen Pferde, schon halb ausgepumpt, klettern hinterdrein.

Von der Tribüne schallen Angstrufe, jenseits der Schranken wird's lebendig und drängt herbei. Kameraden umgeben den Gestürzten, mit-leidig den Pferdeleib von ihm abwägend. Durch die erschrockene Menge hindurch schieben sich Aerzte und Krankenträger mit einer Bahre. Graf Wendelin liegt auf dem Rücken, mit zerquetschten Rippen. Er atmet kaum noch, das Blut sickert aus seinen Mundwinkeln auf den grünen, lustigen Rasen hinab.

Ein Blumenmädchen läßt vor Entsetzen ihren rosengefüllten Korb fallen, — ihr stereotypes Lächeln hat sich in eine Verzerrung verwandelt. Die Offiziere stellen sich im Kreis um den Sterbenden auf, schrill reißt die Musik ab. Die Tribünen entleeren sich. Ein junges Mädchen im weißen Kleide, ein paar Glockenblumen vor der Brust, wird davon-getragen, bewußtlos!

Amanda Malthay, die berühmte Tragödin, nimmt den Arm eines bekannten Sportsman. „Führen Sie mich an den Wagen, Graf Red-dorf,“ sagt sie mit weißen Lippen. „Ich darf mich nicht nervös machen, heut' abend muß ich spielen!“ — Ein seltsamer Blick ist's, den er auf sie heftet!

Der Wind hat seinen heißen Atem angehalten. Ueber der ganzen Szenerie liegen blonde, glitzernde Sonnenflecken, und draußen orgelt der Feiermann unermüdet seinen leichtsinnigen Walzer herunter:

„Mein Herr Marquis, —
Ein Mann wie Sie — — —“



Othello und Desdemona. U. Munoz Degrain.

Der rätselhafte Herr.*)

Komischer Roman von Heinrich Lee.

[Nachdruck verboten.]

In dem anmutigen Badeorte Liebenau hatte sich eine zahlreiche Kurgesellschaft zusammengefunden. Das Rendezvous gab dieselbe sich außer an den beiden dortigen Brunnen und der Promenade, in den beiden ersten Hotels des schön gelegenen Ortes, dem Hotel zum Adler und dem Hotel zur Sonne, im ersteren hatten die Vergnügungsreisenden Unterkunft gesucht, an seiner Tafel präsiidierte der Regierungsrat Freiherr von Scharfenstein, in letzterem die wirklich Kranken, vorzugweise Damen. Im Adler regierte Herr Ziegenbeck, die Sonne gehörte der Familie Zieseniß. Der Badearzt Doktor Pulvermann nahm seinen Fröhlschoppen mit Vorliebe in der Sonne, um auf diese Weise am schnellsten mit seinen neuen Patienten in Verbindung zu treten, so machte er denn auch bald die Bekanntschaft der neuangeworbenen Frau Stabsarzt Moestel, die mit ihrer 26 jährigen Tochter Vorchon, aus Zulda kommend, das Bad aufgesucht hatte, um letztere, der nur eine recht bescheidene Mitgift zur Seite stand, an den Mann zu bringen. Die alte Dame konnte sich mit ihrer Tochter nur durch einen sehr feinreich konstruierten Hörapparat, dessen Benutzung sie aber sehr geheim hielt, verständigen und litt sehr unter den Mißverständnissen, welche durch ihre große Schwerhörigkeit entstanden. Furchtbar war daher ihre Aufregung, als sie eines Tages bemerkte, daß ihr Hörrohr verloren war und zwar auf einen Spaziergang zur Teufelskanzel, einem Aussichtspunkt, der eher jeden anderen Namen als diesen verdiente. Fast zu derselben Zeit, zu welcher die Damen in der Sonne abgestiegen waren, traf im Adlerhotel ein junger Buchhändler Hannefried ein, der sich für einen Don Juan hielt, weil er eine Gutsbesitzerstochter, Gretchen Koch, die ebenfalls zeitweilig sich in Liebenau aufhielt, einen Kuß geraubt hatte. Er war der festen Ueberzeugung, daß alle Damenherzen ihm sofort zusliegen mußten. Dieser stolze Jüngling hatte nun das Glück, den schwervermißten Hörapparat in der Nähe der Teufelskanzel zu finden, er kannte seinen Zweck nicht und als er denselben im Adler zeigte, wurden die verschiedensten Ansichten über die Verwendung der Maschine laut. Erst nachdem die Damen sich ihrem Wirte Zieseniß anvertraut und den Verlust veröffentlicht hatten, gelang es ihnen wieder, in den Besitz des unentbehrlichen Instruments zu gelangen. Nach der Uebergabe desselben an Fräulein Moestel glaubte Hannefried sicher sein zu können, daß er derselben ein reges Interesse eingeflößt habe. — Aus dem Adler war kurz nach dieser Begegnung ein Herr in die Sonne übergesiedelt, über den sich die Liebenauer Gesellschaft bisher kein klares Bild machen konnten, er nannte sich Fannemann, mehr aber wußte niemand von ihm, selbstverständlich war es daher, daß sich die liebe Neugier um so eifriger mit ihm beschäftigte. Fräulein Vorchon Moestel hatte diesen Herren auf Spaziergängen mehrfach gesehen und ihr Herz schlug bei seinem Anblick zum Zerspringen. Kein Wunder daher, daß die Aufregung des Mädchens auf Höchste stieg, als sie von der Ueberfiedelung erfuhr. Eine große Reunion im Kursaal vereinte die ganze Kurgesellschaft. Bei den jüngeren Damen trat ein Praktikant Stroch in Konkurrenz mit Hannefried, Fräulein Vorchon, um welche die Herren sich ebenfalls stark bemühten, hatte aber nur Gedanken für den ausgebliebenen Fannemann. Hannefrieds Interesse für Vorchon hatte aber bei dem Tanz wieder ganz dem geküßten Gretchen sich zugewendet, er wollte mit derselben in nähere Verbindung treten, schrieb deshalb auf einen Zettel: „Ich habe heute keine Zeit gefunden, mit Ihnen zu sprechen. Ich liebe Sie. Wann und wo treffe ich Sie einmal allein? Bitte Antwort in den Adler. — Hannefried.“ Diesen Zettel steckte er in ein Portemonnaie, von dem er annahm, daß es seiner Liebe gehörte, daselbe war aber Eigentum eines Fräulein Vierkes. Von dieser erhielt er dann am anderen Tage, als er beim Kartenspiel war, den folgenden Bescheid: „Sehr geehrter Herr! Ihren Zeilen beantwortend, bitte ich Sie, heute nachmittag um 4 Uhr im Ludwigspavillon auf mich zu warten. Hochachtungsvoll Emma Vierkes.“ Das Rendezvous fand statt, die beiden kamen kaum über Verlegenheiten hinaus, aber ein zweites Zusammentreffen wurde verabredet. Von der Badegesellschaft wurde einige Tage darauf eine Landpartie beschlossen, ehe dieselbe aber in Szene gesetzt wurde, ereignete sich ein sensationeller Vorfall. In der Vorstellung eines Puppentheaters machte Hannefried, um sein künstlerisches Verständnis dem in seiner Nähe sitzenden Fräulein Moestel zu beweisen, schlechte Witze über die Darstellung, der Direktor erbot darüber, drohte jenem mit Hinauswerfen, worauf Fannemann, der die Worte mit angehört hatte, ein lautes Bravo rief, dieser Ausruf gab Hannefried Gelegenheit, sich seinen Nachbarn gegenüber dahin zu äußern, daß er Fannemann fordern wolle, auch diese Bemerkung hörte Vorchon. Kaum im Hause angelangt, schrieb sie einen Brief an die Polizeiverwaltung von Liebenau, worin sie dieselbe von dem bevorstehenden Duell in Kenntnis setzte. Sie übergab den Brief im Korridor einem Küchenmädchen, mit dem Auftrage, ihn sofort in den Kasten zu stecken.

Wenn Vorchon als Schreiberin des Briefes unerkant bleiben wollte, so handelte sie damit gewiß nicht weiterfahren und nicht raffiniert — zwei Eigenschaften, die ihr eben leider gänzlich fehlten. Denn was geschah?

„Wo willst Du denn hin?“ fragte Zieseniß das Küchenmädchen streng, als er sie noch in der Hausthüre erwischte.

„Ich soll den Brief bloß in den Kasten werfen,“ erwiderte es. Zieseniß war ein neugieriger Mensch.

„An die wohlblöbliche Polizeiverwaltung in Liebenau,“ las er auf der Adresse.

„Wer hat Dir den Brief gegeben?“ fragte er.

„Fräulein Moestel.“

Zieseniß besah sich noch einmal das Schreiben. Dann trug es das Mädchen in den Kasten.

Vorchon hatte an diesem Abend ein stilles, glückliches Gefühl, von dem niemand etwas wußte. Sie dachte an Herrn Fannemann. Er hatte sich wie ein Held benommen und sein furchtloses Bravo, mit dem er für den armen Puppentheater-Direktor eingetreten war, war ihr aus der Seele geklungen. Er war ein guter Mensch. Dafür wollten die andern ihm ans Leben. Vorchon wunderte sich selber über ihre Energie und sie schämte sich nicht einmal. Das Leben — das wenigstens hatte sie ihm gerettet und wieder schlief sie an diesem Abend, vom Bilde des rätselhaften Herrn umgaukelt, friedlich ein. Im Adler wurde von dem Geschehenen nichts kund.

Stroch war sich als gewesener Couleurstudent bewußt geblieben, was seine Schuldigkeit war. Er hatte Schlauch auf die Seele gebunden, vor allem das allertiefste Stillschweigen zu bewahren — nicht etwa bloß in Rücksicht auf seinen Vorgesetzten, dem selbstverständlich in allererster Reihe das, was geschehen war und noch geschehen würde, verborgen bleiben mußte. Das Duell dürfte deshalb auch nicht in Liebenau zum Austrag gelangen. Er wollte, so tröstete er Hannefried, schon alles in die vorgeschriebene Ordnung bringen, auch für die Pistolen versprach er zu sorgen. Schlauch benahm sich auf eine Art und Weise, wie sie, nach seinem sonst furchtsamen Charakter zu schließen, von ihm niemand hatte erwarten können. Er versprach alles zu thun, was man von ihm nur verlangen würde, jedoch unter der Bedingung, daß er dem Duell beiwohnen dürfte. Darauf bestand sein ganz besonderes Verlangen. Hannefried benahm sich am Abend unter der Stammtischgesellschaft sehr nervös. Am nächsten Morgen sah er bleich und schlecht aus. Den Kaffee rührte er kaum an. Als er sich nach Schlauch erkundigte, vernahm er, daß dieser bereits in früher Stunde von Praktikant Stroch abgeholt worden war und daß beide Herren sich in der Richtung nach der Sonne alsdann entfernt hatten. Hannefried begab sich in den Wald. Von den Bäumen gewahrte er dort nichts. Nur Eins stellte sich deutlich seinen Blicken vor. Das war ein blutiger Leichnam, der auf der Erde lag. Dieser Leichnam war sein eigener. Die Spiegelscheibe mit den goldenen Glasbuchstaben war in Scherben zertrümmert. Zwei trauernde weibliche Gestalten knieten an dem Toten. Ihre Thränen weckten ihn nicht mehr auf.

Weil Stroch um neun Uhr bereits im Bureau zu thun hatte, so hatte er mit Schlauch die Verabredung getroffen, den notwendigen Gang nach der Sonne am nächsten Morgen bereits so zeitig wie möglich zu erledigen. Schlauch war auch zu dieser Forderung bereit, obwohl sie ihm seinen Fröhlschoppen am Brunnen kostete. Beide Herren trugen ihren schwarzen Anzug.

Im Hotel zur Sonne angelangt, begegneten sie dort an der Gartenthüre Zieseniß. Sie fragten nach Herrn Fannemann, ob er zu Hause sei, und mit gewohnter Artigkeit erklärte Zieseniß, Herr Fannemann sei allerdings zu Hause, er sei eben von seinem Morgen-spaziergange zurückgekommen und sei in diesem Augenblick auf seinem Zimmer.

„Melden Sie uns Herrn Fannemann gefälligst,“ sagte Stroch in einem gemessenen Tone, der von dem Tone, in dem er sonst vertrat mit Zieseniß verkehrte, wesentlich abwich.

Zieseniß entfernte sich eilig und kehrte gleich darauf mit der Mitteilung zurück, Herr Fannemann sei gern bereit, die Herren zu empfangen. Stroch und Schlauch folgten Zieseniß die Treppe hinauf.

Zur selben Zeit befanden sich noch zwei andere Männer auf dem Wege zum Hotel zur Sonne. Es war dies Bürgermeister Bolland und ferner Ruies, der Polizeidiener von Liebenau. Eine eigene Polizeiverwaltung gab es nicht in Liebenau, der Briefträger hatte deshalb Vorchons Brief auf dem Bürgermeisteramte abgegeben. Seit dreißig Jahren waltete Bürgermeister Bolland über das Gemeinwohl Liebenaus. Er war ein friedfertiger Herr, schon über Sechzig, nie war unter seinem Szepter der Frieden des Badeortes jemals unterbrochen worden und ein Duell gehörte zu den Dingen, von denen Bürgermeister Bolland nur manchmal in den Zeitungen gelesen hatte, wie von der Cholera oder von fernem Kriegseignissen, Dinge, die in Liebenau zu den Unmöglichkeiten zählten — Gott sei

*) Für unsere neu eintretenden Leser bringen wir in dem ersten Abschnitt eine kurze Wiederholung der in den früheren Kapiteln bereits erzählten Vorgänge.

Dank! Weniger friedfertig war Polizeidiener Knies. Er war jünger als sein Chef, hatte sich aber auf den Wochenmärkten gegen die Bauern ein gebieterisches Wesen angewöhnt und schritt so, langsam, aber sicher dem Größenwahn entgegen. Eigentlich hielt er seine Macht für bedeutender als die seiner Vorgesetzten selbst. Knies war früher im Breußischen Gefangenenaufseher gewesen und von dieser Zeit rührten auch seine kriminellen Kenntnisse her.

„Wo stecken wir sie denn nun beide hin?“ fragte er, eiligen Schrittes seinem Vorgesetzten folgend. „Eine Mörderzelle haben wir doch nicht.“

„Reden Sie doch keinen Unsinn,“ erwiderte ärgerlich Bürgermeister Bolland.

„Unsinn?“ fragte Knies erstaunt.

Bürgermeister Bolland antwortete nicht einmal.

„Das Sicherste ist noch,“ fuhr Knies fort, „wir thun sie ins Spritzenhaus. Da bricht keiner aus!“

In Knies hinteren Rocktaschen klapperte beständig etwas.

„Was klappert denn immerfort bei Ihnen?“ fragte der Bürgermeister.

„Es sind bloß die Handschellen,“ erwiderte Knies prompt.

„Sie machen ja lauter Unsinn!“ bemerkte der Bürgermeister ein zweitesmal mit Aerger.

Knies wußte nicht mehr, was er von seinem Vorgesetzten denken sollte. Daß Mörder nur mit Handschellen transportiert werden dürfen, das stand sogar gedruckt im Reglement.

„Morgen, der Herr Bürgermeister! Morgen Herr Knies!“ rief Zieseniß von der Gartenthüre den Herren entgegen.

„Guten Morgen,“ sagte Bürgermeister Bolland sich verschmäuend und den Schweiß abwischend, „wohnt hier Herr Fannemann?“

„Herr Fannemann? Gewiß!“ erwiderte Zieseniß mit Ueberaschung.

„Ist er zu Hause? Ist er zu sprechen?“

„Es sind zwei Herren bei ihm.“

„Sie können hier vorläufig warten, Knies,“ wandte sich Bürgermeister Bolland an seinen Assistenten, „welche Nummer hat er?“

„Nummer achtzehn,“ antwortete Zieseniß, „es sind aber zwei Herrn bei ihm.“

Bürgermeister Bolland erwiderte nichts darauf, schritt durch den Korridor und ging dann direkt die Treppe hinauf.

„Was ist denn los?“ fragte Zieseniß, als er jetzt mit Knies allein zusammenließ.

„Bring mal einen Korn,“ rief er dem vorüberliegenden Mädchen zu, und weil auf der Straße der Posttrat gerade mäßigen Schritts herankam, so grüßte er hinüber: „Gehorsamsten guten Morgen, Herr Posttrat.“

Dem Posttrat, der sich auf dem Wege zum Brunnen befand, war im Adler beim Frühstückstafel schon berichtet worden, daß sein sonstiger Weggenosse, nämlich Schlauch, zu früher Stunde bereits aufgebrochen war.

„Haben Sie Herrn Schlauch vorbeigehen sehen?“ rief er Zieseniß zu.

„Herr Schlauch ist hier, Herr Posttrat,“ erwiderte Zieseniß.

Der Posttrat kam herüber.

In demselben Augenblick erschien auch das junge Mädchen und kredenzte Knies den Korn.

Knies stürzte das Getränk mit einem Zuge hinunter.

„Ein Mörder ist er,“ sagte er darauf gelassen, wie zum Dank.

„Wer?“ rief Zieseniß zusammenzuckend.

„Sie fragen doch, was los ist. Ich mein den Herrn! Fannemann, glaub ich, heißt er!“

„Fannemann! der und ein Mörder!“ fuhr jetzt auch der Posttrat zusammen.

„Darum sind wir doch hier,“ erklärte Knies.

„Ein Mörder,“ zitterte Zieseniß erlassend.

Der einzig Gelassene war Knies. Es lag sogar etwas Zufriedenes in seinem Gesicht, das mit der Aufregung, die seine Mitteilung hervorrief, im Zusammenhange stand.

„Herr Zieseniß,“ rief eine Stimme aus einem der oberen Fenster.

Bürgermeister Bolland sah herunter.

Zieseniß kam wieder zu sich und blickte empor.

„Bitte, kommen Sie mal herauf!“ bat der Bürgermeister.

„Ich nicht?“ fragte Knies.

„Nein,“ erwiderte der Bürgermeister, „Knies, Sie können nach Hause gehen!“

Was hatte diese Wendung zu bedeuten?

Schwankend folgte Zieseniß endlich.

„Ich bleibe,“ sagte Knies energisch zum Posttrat, „sie werden mich schon noch brauchen.“ Und beide Männer blieben vorläufig noch stehen.

Als vorhin Bürgermeister Bolland, nachdem auf sein Klopfen an der Stubenthür von Nummer Achtzehn ein deutliches „Herein“ erschollen war, in Nummer Achtzehn eintrat, hatte er augenscheinlich unter den daselbst versammelten drei Herren eine eigenartige und sehr eifrige Unterredung unterbrochen. Er nannte höflich seinen Namen und fügte hinzu: „Ich bitte um Entschuldigung, ich suche nur Herrn Fannemann.“ Einer der Herren verbeugte sich. „Vielleicht auch Herr Hannesfried zugegen?“kehrte sich Bürgermeister Bolland an die beiden schwarz gekleideten andern Herren, obwohl er sich mit dem einen derselben, Praktikant Stroß, gleich bei seinem Eintreten als Bekannte begrüßt hatte.

„Ich vertrete hier Herrn Hannesfried, Herr Bürgermeister,“ sagte Praktikant Stroß, „wenn Sie von ihm etwas wünschen, bitte wenden Sie sich nur an mich.“

„Es handelt sich, meine Herren,“ fuhr Bürgermeister Bolland fort, „um eine Duellangelegenheit.“

Betroffen richteten sämtliche drei Herren auf den Bürgermeister von Liebenau ihren Blick. Praktikant Stroß war der erste, der das entsprechende Wort fand.

„Dabon wissen Sie etwas, Herr Bürgermeister?“ fragte er.

„Gestatten Sie mir dann eine Frage. Von wem wissen Sie das?“

„Das thut wohl nichts zur Sache,“ wendete Bürgermeister Bolland ein.

[Fortsetzung folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Der Torf. Während die Bedeutung des Torfes als Heizmaterial mehr und mehr abnimmt, steigt sein Wert als Düngemittel, Konservierungsstoff, Verpackungsmaterial u. s. w. von Tag zu Tag. Als Düngemittel ist seine Wirkung vielseitig. Schwerer, undurchlässiger Boden, dessen Bearbeitung viel Mühe macht, wird durch reichliche Mengen von Torf poröser, lockerer und in kurzer Zeit so verbessert, daß auf ihm die frühere spärliche und unsichere Vegetation fröhlichem Wachstum und viel sicheren Ernten Platz macht. Auf leichtem Boden wirkt er umgekehrt. Er macht diesen wasserhaltender, humoser und bewirkt auch hier ein gesteigertes Wachstum. Dabei ist noch gar nicht in Betracht gezogen, daß der Torf den Wurzeln außerordentlich angenehm ist und sie in mit Torf durchsetztem Boden viel lebhafter wachsen und in kurzer Zeit ein großes Netz von Faserwurzeln bilden. Man kann daher nichts Besseres thun, als bei Neupflanzungen die Erde reichlich mit Torfmüll zu mischen. Hat der Torfmüll vorher in der Fauchgrube gelegen, desto besser ist er. Man braucht ihn dann auch nicht mehr anzuseuchten, was sonst immer notwendig ist. Als Konservierungsstoff sehen wir den Torf sich besonders bei der Aufbewahrung von Obst in kleinen Mengen bewähren. Äpfel mit Torfmüll in Kisten verpackt und so in trockenem Boden eingegraben, halten sich vorzüglich; auch in luftigen Kellern, in kühlen Zimmern stehen die Kisten unbeschadet ihres Inhaltes gut, wenn man das allerdings bessere Eingraben in den Boden des Gartens u. s. w. nicht durchführen kann. Als Verpackungsmaterial sehen wir den Torf reichlich bei Stoffen verwendet, welche keinen Druck aushalten können, bei Trauben, Äpfeln, Birnen.

Das Leben nach dem Tode bei den Papuas. Ueber die Vorstellungen der Papuas auf Deutsch-Neuguinea von dem Zustande nach dem Tode hat Missionar Hanke in Bangu einige Aufschlüsse erhalten, über die er in den „Berichten der Rheinischen Missionsgesellschaft“ mitteilt: Jedes Dorf hat sein besonderes „gandjarum gogumu“ (Totengeisterdorf), und zwar denkt man sich dieses unterhalb des Platzes, wo sich das diesseitige Leben abspielt. Stirbt jemand, so wartet die Seele neben der Leiche sitzend, bis die Totengräber bewirkt und belohnt sind. Fällt die Bewirtung reichlich aus, so kommt das der abgeschiedenen Seele zu gut, denn mit den Dingen, d. h. mit deren Seelen, geht sie ins Toten-

dorf ab. Sie bilden gleichsam das Eintrittszeld. Im Totendorf angekommen, verbirgt sich die Seele zuerst unter Bananenstauden, bis sie von irgend jemandem entdeckt wird. Ist sie entdeckt, so kommen die Verwandten und holen sie zu sich ins Haus, wo sie bleibt, bis sie sich einigermaßen erholt hat und die Knochen wieder fest geworden sind. Beim nächsten Tanzfest wird der neue Bewohner bemalt und geschmückt und dem Publikum vorgestellt. Darauf geht dann das Leben in gewohnter Weise weiter. Eine Vergeltung, die jedem lohnt nach dem, wie er gehandelt hat bei seines Leben, giebt es nicht. Jeder kommt in das gandjarum gogumu, mit Ausnahme derer, die im Kampfe gefallen sind. Aber auch im Jenseits währt das Leben nicht ewig; noch einmal kommt der Tod und dann ist es ganz aus. Die gestorbenen Seelen streitbarer Leute werden dann zu Bäumen und Schlingpflanzen, die der Reichen zu großen Fischen und die übrigen zu weißen Ameisen. Diejenigen, die einen gefährlichen Zauber inne hatten bei Lebzeiten, sind freilich auch dann noch zu fürchten, denn die Plage, wo sie sich in Bäume u. s. w. verwandelt haben, kann man ohne Gefahr nicht betreten; man würde sich Wunden, Krankheiten oder auch irgend welche verderbliche Neigungen zuziehen. Fast alle sittlichen Defekte werden auf diese Ursachen zurückgeführt und auch damit entschuldigt. Ein äußerst sanftes Raketten für unsere Papuas!

✻ Unsere Bilder. ✻

Othello und Desdemona! Wer kennt nicht das erschütternde Drama Shakespeares und wen hat nicht das Mitleid gepackt, als er die schöne Venezianerin unter den Händen ihres eifersüchtigen Gatten sterben sah? Unser Bild ruft die ganze schreckliche Szene in uns wach! Der Mohr, der als Rächer seiner Ehre zu handeln glaubt, hat sich entschlossen, seine Gemahlin, die liebliche Desdemona, zu töten und sucht sie zu diesem Zwecke in ihrem Gemache auf, wo er sie schlafend findet. Noch einmal versenkt er sich in die geliebten Züge der friedlich schlummernden, noch einmal kommen ihm Zweifel an ihrer Schuld. Aber sind die Bemühungen ihres Vergehens nicht stärker? Und aus Neue entflammt seine Wut und — Desdemona stirbt! Den Augenblick, in dem sich Othello der Schlafenden nähert, hat unser Maler meisterlich darzustellen versucht und es ist ihm gelungen.

Eine jener kleinen Zwingburgen, die England in ganz Transvaal errichtet hat, um den Widerstand des tapferen Burenvolkes zu brechen, zeigt eins unserer Bilder auf der dritten Seite dieser Nummer. Umgeben von mächtigen Steinblöcken, an möglichst hoch gelegenen Punkten, die eine weite Aussicht ins Land ermöglichen, stehen diese Blockhäuser, die mit schwachen englischen Kommandos belegt sind, um Ansammlungen von Buren möglichst sofort zu zerstreuen oder das Auftreten größerer Massen den größeren Truppenteilen schleunigst zu melden. Von größerer Wirksamkeit sind diese Bauwerke bisher nicht gewesen und die darin befindlichen Soldaten sollen sehr unter der Langeweile leiden, die sie sich hauptsächlich durch Kartenspiel zu vertreiben suchen, wenn ihnen nicht die Buren kurzweil bereiten durch plötzlichen Ueberfall oder gar vollkommene Aufhebung der Besatzung.

✽ **Gemeinnütziges.** ✽

Elfässer Leberli. Man legt 1 Kilogramm Kalbsleber eine Stunde in Milch, häutet sie und entfernt die Sehnen, trocknet sie ab und schneidet sie nun sehr fein, worauf man sie mit etwas Salz, Pfeffer und Mehl bestreut. In 70 Gramm zerlassener Butter dämpft man eine kleine, feingeschnittene Zwiebel und einen Eßlöffel voll gehackte Petersilie, giebt die fein geschnittene Leber hinein und röstet sie in der Butter, bis sie nicht mehr blutig ist. Man giebt nun etwas mit saurer Sahne glatt gequirktes Speisemehl, eine Messerspitze Liebig's Fleisch-Extrakt, einige Löffel Weißwein und eine Prise Muskat daran und dämpft das Gericht rasch noch eine Minute. Man richtet die Elsäffer Leberli in einer heißen Schüssel an und umgiebt sie mit einem Kranz von Bratkartoffeln. Ein grüner Frühlingsk Salat wird dazu gereicht.

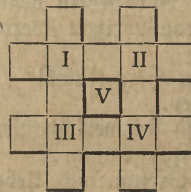
Ueber Citronen. Wie oft hat man in der Küche eine durchgeschnittene Citrone, wird sie nicht bald benutzt, so hat man den Kummer, daß sie schimmelig wird. Dies kann sehr leicht verhütet werden, wenn man die angechnittene Citrone auf ein Gefäß setzt, dessen Boden mit Essig bedeckt ist, auf diese Art und Weise wird sich keine Pilzbildung entwickeln, sondern die Citrone sich lange frisch erhalten. Als Gefäß benutze man leere Fleisch-Extrakttrüben, die man ja stets hat, in diese paßt die Citrone meistens gut hinein. — Ganze Citronen halten sich am besten, wenn von allen Seiten Luft an sie herankommt. Man stelle in der Speisekammer einen Besen mit dem Stiel nach unten, die dünnen Reifige nach oben und stecke in letztere die Citronen. Sie bleiben so lange wunderschön frisch und schrumpfen nicht zusammen.

✽ **Nachtsch.** ✽

1. **Bilderrätsel.**



2. **Kreuz-Rätsel.**



In die leeren Felder der fünf Kreuze sind die Buchstaben a a h n o o o r r t t t so einzutragen, daß fünf vierlautige Wörter von folgender Bedeutung entstehen: I. Fluß in Italien, II. germanischer Gott, III. weiblicher Vorname, IV. männlicher Vorname, V. preussischer General. In jedem Kreuz beginne man an der Spitze und lese rechts herum.

3. **Rätsel.**

Die erste, ein Rufwort, kurz und klein,
Kann Warnung oder Ermunterung sein;
Die beiden andern ein starker Fluß,
Den man in Asien suchen muß;
Das Ganze ein klassischer Frauenname,
Doch auch zerflörender Zwiervacht Same.

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

1. Den Osterhasen findet man, wenn man das Bild verkehrt hält; der Fuß und Kleideraum des tanzenden Mädchens bildet Kopf und Hals des Hasen.
2. Orange, Sanger, Turnen. — Ostern.
3. Augenglas, Glasaugen.

✽ **Lustiges.** ✽

Angenehme Bekantheit.



Professor: „Gott sei Dank, da hab' ich ja ganz vergessen, Trinkgelder zu geben!“

Beschränktes Lob.

„Nun, Fritzchen, ist der Herr Lehrer in der Schule mit Dir zufrieden?“

„O ja, heut' hat er mich sogar gelobt! Den Huber Maxl hat er furchtbar zusammengeschimpft, weil der so arg böß ist und dann hat er auf mich gezeigt und gesagt: „da ist mir fast der Fritz Müller noch lieber!““

Macht der Gewohnheit.

Kommerzienrat (zu seinem neuen Diener, der früher bei einem verschuldeten Baron in Stellung war): „Hier haben Sie hundert Mark, es wird heute jemand mit einer Weinrechnung kommen . . .!“

Diener: „Der Kerl war bereits hier . . . ich habe ihn — hinausgeschmissen!“

Benutzte Gelegenheit.

A.: „Seit einigen Jahren hat mir der Arzt das Biertrinken verboten.“

B.: „Aber Sie trinken doch gerade welches.“

A.: „Ja, wissen Sie, wir sind augenblicklich böß mit einander!“

Im Theater.

„Der Schauspieler Stemmler ist, wie ich gestern erfuhr, Schneider gewesen.“

„Das hab' ich mir gedacht!“

„Wieso?“

„Weil er alle Rollen angemessen durchführt.“

Wie es kam.

Zsaak Abeles begegnet Aron Wasserstein. Der letztere ist erstaunt, Abeles lange nicht gesehen zu haben. „Wo bist du geblieben?“ fragt er.

„Wo?“ erwidert der und kratzt sich in den Haaren, „wo werd' ich sein gewesen? In Tarnopol haben sie gebaut e schönes Haus mit Marmorstiegen und große Fenster. Wie e Palast sieht's aus und is das Kreisgericht. Da krieg' ich amal eine bößliche Einladung vom Präsidenden, ich soll ihn besuchen. Wie ich komme zu ihm, sagt er: Der Herr Staatsanwalt hat was mit Sie zu reden. Geh' ich zum Herrn Staatsanwalt, was is ein sehr freindlicher Herr. Wie ich ihm hab' gesagt, wer ich bin, hat er gesagt: „Sehen Sie sich, Herr Abeles, und da bin ich zehn geschlagene Monate gewesen!““

Erstes Wort.

Eine stark oppositionell veranlagte Frau fällt gelegentlich einer Bahnfahrt ins Wasser und wird für tot ans Land getragen. Ihr Gatte stellt, lange ohne Erfolg, Wiederbelebungsbefuche mit ihr an; endlich schlägt sie die Augen auf und ruft ein energisches „Nein!“

Druckfehler.

Zum Schlusse sang Herr Meier noch einige Couplets, wodurch er die Gesellschaft belästigte.